

Schattierungen der Wirklichkeit

Von Ingrid Mylo

I. Zweige nasser Aprikosenblüten vor dem Fenster, das trübe Licht einer Glühbirne, ein achtlos hingeworfener Schulranzen: Die japanische Schriftstellerin Yoko Ogawa benötigt kaum mehr als zwei, drei Striche und wir sind dort, wo sie uns haben will. Im Arbeitszimmer eines Mathematikprofessors, an einem verregneten Abend Anfang April 1992. Der Professor geht so gut wie nie aus dem Haus, er verabscheut Menschenansammlungen und Karotten, kann aber alles, was er hört, rückwärts aufsagen und entdeckt nachmittags die ersten Sterne am Himmel, lange bevor sie für andere sichtbar werden. An seiner Kleidung haften bekritzelte Zettel: Mit ihrer Hilfe manövriert er sich durch den Tag. Seit einem Unfall im September 1975 ist für sein Hirn die Zeit stehengeblieben: Was in der Gegenwart geschieht, kann sein Kurzzeitgedächtnis nur achtzig Minuten lang speichern. Danach ist es aus seinem Leben verschwunden und er lernt, was er nicht von früher kennt und länger als achtzig Minuten aus den Augen verliert, jedes Mal neu kennen. Eine zermürbende Prozedur für seine Haushälterinnen: Erst die zehnte fasst bei ihm Fuß. Dass sie einen zehnjährigen Sohn hat, den er in sein Herz schließt, immer wieder, wenn er ihn sieht, stellt vorübergehend eine Beziehung her, ein fragiles Gebilde aus Vertrautheit und Vergessen. Bis das Gedächtnis des Professors beginnt, unaufhaltsam weiter zusammenzuschnurren.

Was sind wir ohne Erinnerung?

II. Yoko Ogawa, 1962 in Okayama geboren, schaut höflich in die Kamera, ihr verhaltenes Lächeln deutet Bereitwilligkeit an: Fragen zu beantworten, Tee zuzubereiten, einen älteren Herrn zu einem Festakt zu begleiten. Es ist, mal in Farbe, mal schwarz-weiß, immer das gleiche Foto, das die hintere Umschlagklappe ihrer ersten sieben auf

Deutsch erschienenen Bücher zielt. Nur der Ausschnitt der Aufnahmen variiert: Die altmodische, europäisch anmutende Brosche unter ihrem Hals ist nicht auf allen zu sehen. Auf dem neuen Roman gibt es ein anderes Bild: Ogawa wirkt, obwohl sie älter ist, jünger, moderner, direkter, ihr Haar ist nicht länger gewellt, sondern glatt, ihr Lächeln offensiver, fast schon ein Grinsen. Sie weiß, sie muss sich nicht länger verstellen.

III. Die Menschen in ihren Büchern sind nicht vollständig vorhanden, ihre Verknüpfung mit der Welt weist Fehlstellen auf. Was sie vor allem haben, sind Verluste: Der Bruder tot, der Mann oder die Mutter, manchmal der Vater, manchmal das Kind. Daneben die Deformationen: Die Zunge fehlt, die Beine sind verstümmelt, ein ewiger Abszess nässt auf der Stirn; ein Glasauge, ein Ohrensauen, das um den Verstand bringt. Die Menschen halten sich gefährlich nahe am Rand der Realität auf, haben Angst, in ein »Loch in der Atmosphäre hineingesogen zu werden«, sich aufzulösen in Gedanken und Dunkelheit.

IV. Es ist ein Reich des Verfalls: mit schimmelnden Schuhen, Spinnweben und Staub, bröckelnden Wänden, Haut, die sich unter der Berührung ablöst; Lack splittert von den Nägeln, es riecht nach Fäulnis und verstopften Toiletten. Gleichzeitig ist es ein Reich des Aufblühens: Obstgärten, die vor Früchten strotzen, Tulpenblüten »schimmern wie Lippenstift« und der Wind duftet nach Frühsommer. Manchmal herrschen beide Zustände gleichzeitig: Die toten Insekten auf dem Wasserspiegel »glitzern wie Juwelen«.



Yoko Ogawa, 2007,
unterwegs in Japan

Die Natur in dauernder Wandlung, es wuchert, gärt, vergeht und keimt erneut, alles durchdringt sich: das Banale und das Besondere, Ordnung und Chaos, das Zaubhafte und das Abstoßende. Es braucht die Gegensätze, um die Welt im Gleichgewicht zu halten. Wo Sexualität ist, ist auch Tod. Bevor man die Lippen der Geliebten mit einem Kuss versiegeln kann, winden sich an ihrer Stelle die Würmer.

V.

Essen ist nie nur das, was man zu sich nimmt, um am Leben zu bleiben: Essen ist unheimlich und primitiv und verderblich. Essen ist eine »Askeseübung«, ein Anfall von Gier nach Mispelsorbet, ein Joghurt, der die »Konsistenz von Gehirnmasse« hat. Essen weckt das Verlangen nach Grausamkeit. Eine Frau kocht für ihre hochschwängere Schwester Tonnen von Grapefruitmarmelade: weil die Früchte ein krebserregendes Mittel enthalten, das die menschlichen Chromosomen angreift. »Ich ging«, lautet der letzte Satz, »um mir das behinderte Baby meiner Schwester anzuschauen.« In einer anderen Geschichte füttert ein Mädchen ein kleines Kind mit einem vergammelten Windbeutel und genießt, wie die Kleine sich die vergorene Sahne in den Mund stopft, »so sehr, dass es mir fast das Herz zerriss«. Die Kleine überlebt nur knapp. Und in einem Roman werden die Schokoladenkekse, die eine junge Frau mit Gehörleiden mechanisch verschlingt, in ihrer Vorstellung zu Schlaftabletten, mit denen sie Selbstmord verübt.

VI.

Die Rippen eines sterbenden Krüppels, entstellt wie »die Äste eines Baumes, in den ein Blitz eingeschlagen hat«. Eidotter, das wie »gelbes Blut« von der Gabel tropft. Bis zu den Ellbogen wühlt Ogawa lustvoll in allen möglichen Arten von organischem Abfall und von Sperrmüll und setzt, was sie herauszieht, zu betörenden Kunstobjekten zusammen. Ihre Bilder sind überwältigend in ihrer schieren Maßlosigkeit, sie verströmen Schrecken und Schönheit. Eine Lichtung ist übersät von Hunderten ausrangierter Kühlschränke in verschiedenen Stadien der Auflösung. Eine riesige Menge an den Strand gespülter toter Fische, in deren Schuppen sich die gleißende Sonne spiegelt. Ein gigantischer Haufen Kiwis in einem verlassenen Postamt, ein so grotesker Anblick, »dass einem schwindlig werden« kann. Installationen voller Rätsel



Man muss bei Ogawa mit allem rechnen,
sie schreibt von vielen Wirklichkeiten.

und hymnischen Abscheus, sie könnten auf der Biennale in Venedig Furore machen oder auf der Kasseler documenta. Ach, und die meterhoch, turmhoch gestapelten Stühle unterschiedlichster Fertigung in einer aufgegebenen Lagerhalle für Dosensuppen – und der Gedanke an die Schicksale all der Menschen, die einst auf den Stühlen gesessen haben.

VII.

Was wiederholt auftaucht in Ogawas Werk, sind Schwimmbäder und Schmetterlinge, Hotels, Gärten und Krankenhäuser, alle Arten von Museen. Karotten. Schnee und Regen. Beunruhigende Flecken. Menschen, die plötzlich verschwinden. Gebrechen und Grausamkeiten. Die Stille: so oft, so vielschichtig und so grundlegend, dass ohne sie alles infrage gestellt wäre. Würde man die Stille aus den Seiten entfernen, die Bücher würden zusammensinken wie Lebewesen, denen man die Knochen aus dem Körper gedreht hat. Ohren. Risse und Spalten. Erdbeertörtchen. Musik und Mathematik. Finger, die das Gesagte schriftlich fixieren und dadurch bewahren. Einschlüsse, immer wieder: die Erinnerung zählt dazu. Sie gleiche, heißt es in *Liebe am Papierrand*, »einem Rehkitz, das im Schnee eingefroren für alle Ewigkeit erhalten bleibt«. Und im *Museum der Stille* gibt es einen Verkünder des Schweigens: die Geheimnisse, die ihm anvertraut werden, dringen nie wieder in eines Menschen Ohr.

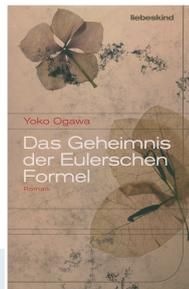
VIII.

Wie sicher können wir uns der Dinge sein, die wir sehen? Der Blick erreicht nur die Oberfläche. Darunter tragen sich, wie in den Filmen von David Lynch, Ungeheuerlichkeiten zu. Mitunter gelangen sie ans Licht. Dann zeigt sich, dass ein in der Gartenerde vergrabener Leichnam



Foto: © D. Bijeljac/Agence Opale

der Grund für die reichhaltige Gemüseernte war. Und für die Karotten, die geformt sind wie kleine Hände. Man muss bei Ogawa mit allem rechnen, sie schreibt von vielen Wirklichkeiten. Welches die richtige ist, »kann niemand entscheiden«: Die Wirklichkeit ist eine Frage der Wahrnehmung. Und so sind ihre Erzählungen delikate Gespenstergeschichten, so filigran, von solcher Zartheit, dass wir beim Lesen unwillkürlich vorsichtiger atmen: Sie könnten vor unseren Augen zerfallen wie brüchige Spitze. Doch selbst dann noch würden die Ahnungen, die ihnen entsteigen, unser Wissen ins Wanken bringen. //



Zum Weiterlesen:

Das Geheimnis der Eulerschen Formel. Roman. Aus dem Japanischen von Sabine Mangold. Liebeskind, München 2012. 250 Seiten, 18,90 Euro

Ebenfalls bei Liebeskind sind zwischen 2001 und 2011 sieben Romane bzw. Erzählungen erschienen: **Hotel Iris, Der Ringfinger, Schwimmbad im Regen, Liebe am Papierrand, Das Museum der Stille, Der zerbrochene Schmetterling, Das Ende des Bengalischen Tigers** (www.liebeskind.de)

❖ **Ingrid Mylo**, Jahrgang 1955, lebt als Schriftstellerin in Frankfurt a. M. und Kassel. Zuletzt erschien von ihr der Gedichtband *Krähenspäne* bei Aquinarte in Kassel. Zur Zeit schreibt sie zusammen mit Felix Hoffmann im Internet das Documenta-Journal »Reise um die Kunst in 100 Tagen« (www.getidan.de).

Vom Leuchten des Augenblicks



Neuerscheinungen zum Haiku

Von Susanne Stephan Auch er tut es: Auch Tomas Tranströmer, der schwedische Lyriker und Nobelpreisträger für Literatur 2011, schreibt Haiku – angefangen mit dem Haiku-Zyklus *Gefängnis* von 1959. Eines der berühmtesten Gedichte des 20. Jahrhunderts, Ezra Pounds »In einer Station der Metro«, ist zwar kein »regelgerechtes« Haiku, wurde aber – wie Pound selbst beschreibt – unter dem Einfluss japanischer Dichtung von ursprünglich dreißig Zeilen auf zwei verknappt. Rainer Maria Rilke, der japanische Haiku in französischen Übersetzungen kennenlernte, äußerte sich fasziniert von »dieser in ihrer Kleinheit unbeschreiblich reifen und reinen Gestaltung«; sein berühmter, von ihm selbst verfasster Grabspruch wird von vielen als ein Haiku aufgefasst. Jack Kerouac, Autor des legendären *Unterwegs*, hat »on the road« auch Hunderte von Haiku in meist freier Form notiert, die in seinem *Book of Haikus* versammelt sind. Das Haiku mit seinen (meist) drei Zeilen und 5-7-5 Silben gilt als erfolgreichster Kulturexport Japans mit vielen nationalen Haiku-Bewegungen, internationalen Wettbewerben und Kongressen.

In Deutschland wird das Haiku zwar von Lyrikern immer wieder mal als poetische Kurzform verwendet, so von Jan Wagner, Arne Rautenberg oder Durs Grünbein, der seine Eindrücke auf Japan-Reisen in Haiku festhielt. Eine Reaktion auf theorielastige Lyrik, ein neuer Mut zum Bild, das scheinbar einfach aus sich heraus wirkt? Eine auf größerer literarischer Bühne wahrgenommene Haiku-Bewegung und -Diskussion gibt es jedoch nicht. Die Kreise, in denen sich Haiku-Interessierte austauschen, ihre Publikationen und Internet-Foren, existierten lange Zeit ohne Berührung zur allgemeinen Lyrikszene. Jetzt wagt eine Anthologie den Brückenschlag, und die Her-